

22. IV. 1919

Grundloser Uebermut.

Text zu einer Heurigenmusik.

Von Ludwig Dirschfeld.

Es ist noch immer dasselbe Mädchen. Nämlich jenes, mit dem ich unlängst beinahe den Sonntagsausflug nach Neuwaldegg gemacht hätte, der sich aber dank meiner abschreckend realistischen Schilderung zum Schluß in einen Kabarettbesuch umgewandelt hat. Und zwar war es das vor kurzem eröffnete Kabarett „zum lustigen Affenweibel“, eine jener zahlreichen Neugründungen, die jetzt aus dem unleugbaren Trostium dieser Tage heraus mit zwingender Notwendigkeit entstehen. Die einzelnen Nummern des Programms sind mir nicht mehr ganz gegenwärtig. Deutlich erinnere ich mich an die erste Nummer, die Garderobennummer, für die ich drei Kronen bezahlen mußte. Aber das ist nur scheinbar sehr viel, rechnet man's in Schweizer Währung um, so ist es kaum ein halber Francs, also recht wenig. Die nächste heitere Darbietung war eine Weinkarte mit lächerlich hohen Preisen. Wie alle Wiener, die noch aus soliden gestrigen Zeiten stammen, habe ich eine instinktive Scheu vor Weinkarten und Flaschenweinen, weil ich mit Vierteln Markersdorfer und Pfaffen Gespitztem großgezogen worden bin. Hier hätte ich mir durch eine derartige Bestellung die ironische Verachtung des Publikums zugezogen, das zum größten Teil aus allerlei Schiebern, Würstlerln und Schlieferln mit ihren Damen bestand, die alle in verdächtig tadellosen Kleidern und in sichtlich rasch und mühelos verdienten neuen Lackstiefeln bei Eisstübeln saßen. Ich tippte also auf gut Glück auf die billigste Weißweingegend der Karte, unbeirrt durch die zärtlichen Einflüsterungen meiner Be-

vorstädtischer Jüngling, der stolz bekennt, seit 3 Uhr nachmittags ununterbrochen zu essen und zu trinken, und auch das kleine Mädchen in seiner Gesellschaft ist völlig in Kuchen und Butterbrot versunken. Und überall wird fleißig Wein getrunken und bestellt, der Liter zu 16 Kronen. Woher nehmen das diese Leute, die doch meistens keine Kriegsgewinner, sondern bescheidene Kleinbürger sind? Für 16 Kronen hätte sich früher eine ganze Familie einen Rausch antrinken können, heute reicht der Betrag kaum zu einem bescheidenen „Fahnl“, von einem „Schwül“ oder „Affen“ gar nicht zu reden. Die Sorglosigkeit, mit der man hier sein schlechtes Geld in gutem Wein anlegt, das sind eben lauter Valutasolgen, und nicht die Menschen, nein, die Geldentwertung, der Zweifel am Wert des Besizes ist es eigentlich, was hier zecht und jubiliert. Früher hat man hier in dieser Stimmung gesungen: „Da habts mei letztes Kranl“, und da war es wenigstens noch aus Silber. Das heutige Papier wirft sich noch viel leichter hin, und dieses letzte „Kranl“ ist jetzt gewöhnlich ein Zwanzig- oder Hundertkronenschein: noch einen Liter Heurigen. Das letzte Kranl? Keine Spur. Die Bank drückt doch rüstig weiter. Das wienerische Perpetuum mobile: immer gibts heurigen Wein, immer heutige Banknoten. . . .

Anderer Zeiten, aber noch immer dieselben Heurigenlieder. Vom Quartett begleitet, verkünden die Sänger in Habacht-Haltung, mit lehrhaft emporgehobenem Zeigefinger in Krawatteltönen, daß sie erst seit kurzem wissen, was Liebe ist, dementieren die Anschauung, daß graue Augen häßlich sind, und bekennen sich unter allgemeiner Zustimmung als „harbe Leit“, die für „so was“, nämlich Kummer und Sorgen, absolut keine Zeit erübrigen können. Ein junger Mann, der sich ob seiner allgemeinen Bildung, mit der er alle Liedertexte beherrscht, beträchtlichen Ansehens erfreut, wird separat angefangen, nach einer bestimmten Lage, wogegen das Mitsingen im Chor unentgeltlich ist. Blumenmatronen gehen netzisch ihrem Erwerbe nach, eine hieher verirrt Ziege wird mit Rosen, das Stück zu fünf Kronen, gefüttert, und ein Photograph nimmt einzelne Gruppen auf, weil es unbedingt nötig ist, Zeitgenossen mit so wertvollem Inhalt im Bilde zu bereichern: sechzehn Kronen der Liter. Die zweihundert Menschen in dem Gartenhof sind alle eingehüllt in eine Stimmung: Sommerabend, Musik, Wein, Konfus balzende und scherzende Gespräche, und eigentlich trinken sie keinen Heurigen, sondern Bethe. Noch einen Liter. . . .

Und was macht denn das Mädchen? Gott sei Dank, sie verträgt nicht viel. Sie hat bloß den Willen zum Uebermut, aber nicht die Kraft. Ihr Kopf ist müde auf meine Schulter gesunken, und als ich jetzt zum Ausbruch mahne, flüstert sie zwar zärtlich etwas von einem Auto, läßt sich aber dann willig zur Straßenbahn bringen. Ein Waggon voller Alkohol, Musik, Gesang, Gelächter und Lärm. Bei jeder Haltestelle johlendes Abschiednehmen, Verkündigung einer Kaffeehausfortsetzung, improvisierte Tanzszenen auf der Straße. . . . Ist das eine Täuschung, ein Irrtum in der Jahreszahl, ein Verkennen der geschichtlichen Ereignisse und Tatsachen? Haben wir am Ende gar nicht verloren und gründlich verspielt? Leider doch; ein Blick auf den Sechzighellersfahrtschein, auf die Bettler- und Krüppelgestalten am Häuferrande bestätigt es. Und ist dies wirklich nur Uebermut aus Verzweiflung oder aus unveränderlicher Gedankenlosigkeit? Und wenn wir gesiegt hätten, wie wäre es dann erst in Wien zugegangen? Wahrscheinlich genau so, denn viel ärger als jetzt hätte es nicht mehr sein können. Ob uns das Schicksal sanft oder hart anfaßt, der Wiener bleibt immer der gleiche, dieser Wiener, der, wie alle spezifisch leichten Dinge, bekanntlich nicht untergeht. Und während er das weinselig singt und jubelt, merkt und ahnt er gar nicht, daß er eigentlich schon längst untergegangen ist. . . .

Es ist noch immer dasselbe Mädchen. Nämlich jenes, mit dem ich unlängst beinahe den Sonntagsausflug nach Neuwaldegg gemacht hätte, der sich aber dank meiner abschreckend realistischen Schilderung zum Schluß in einen Kabarettbesuch umgewandelt hat. Und zwar war es das vor kurzem eröffnete Kabarett „zum lustigen Affenweibel“, eine jener zahlreichen Neugründungen, die jetzt aus dem unleugbaren Trostium dieser Tage heraus mit zwingender Notwendigkeit entstehen. Die einzelnen Nummern des Programms sind mir nicht mehr ganz gegenwärtig. Deutlich erinnere ich mich an die erste Nummer, die Garderobennummer, für die ich drei Kronen bezahlen mußte. Aber das ist nur scheinbar sehr viel, rechnet man's in Schweizer Währung um, so ist es kaum ein halber Francs, also recht wenig. Die nächste heitere Darbietung war eine Weinkarte mit lächerlich hohen Preisen. Wie alle Wiener, die noch aus soliden gestrigen Zeiten stammen, habe ich eine instinktive Scheu vor Weinkarten und Flaschenweinen, weil ich mit Vierteln Markersdorfer und Pfaffen Gespitztem großgezogen worden bin. Hier hätte ich mir durch eine derartige Bestellung die ironische Verachtung des Publikums zugezogen, das zum größten Teil aus allerlei Schiebern, Würstlerln und Schlieferln mit ihren Damen bestand, die alle in verdächtig tadellosen Kleidern und in sichtlich rasch und mühelos verdienten neuen Lackstiefeln bei Eisstübeln saßen. Ich tippte also auf gut Glück auf die billigste Weißweingegend der Karte, unbeirrt durch die zärtlichen Einflüsterungen meiner Be-